

Christine Lavant

Gedichte

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 970 der Bibliothek Suhrkamp

Die aus dem Kärntner Lavanttal stammende Christine Habernig (1915 - 1973) ist als Christine Lavant zu einer der großen Dichterinnen deutscher Sprache geworden. Thomas Bernhards Auswahl gilt dem elementaren »Zeugnis eines von allen guten Geistern mißbrauchten Menschen als große Dichtung, die in der Welt noch nicht so, wie sie es verdient, bekannt ist«.

Christine Lavant
Gedichte

Herausgegeben von
Thomas Bernhard

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

Die Gedichte erscheinen mit freundlicher Genehmigung
des Otto Müller Verlags Salzburg

© 1956, 1959, 1962, 1978 by Otto Müller Verlag Salzburg

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24118-9

Gedichte

Während ich, Betrübte, schreibe,
funkelt in der Vollmondscheibe
jenes Wort, das ich betrachte,
seit die Taube mich verlachte,
weil ich aus dem Wasserspiegel
ohne Namen, ohne Siegel
in die Einsicht trat.

Wäre nicht die Saat
der Betrachtung groß geworden,
müßt ich Mond und Taube morden,
die mich ständig überlisten
und in meinem Schlafbaum nisten,
der davon verdorrt.

Oft brennt sich ein Wort
ganz von selbst in seine Rinde,
und dann schicke ich solch blinde
Botschaft, die sich dreht,
nutzlos deinem Schlaf zu Leibe,
während in der Mondesscheibe
heil die Antwort steht.

An jeden Knochen meines Rückgrats stellt
der Sonnenfinger eine andre Frage –
ich hör nicht hin, ich hause unterm Tage,
denn in der Mitte meiner Ohren gellt
von Schicht zu Schicht die eingesprengte Glocke
und wirft den Leichnam deines Namens aus.
Mein Wille altert längst im Armenhaus,
auf seinem Dach zerschmilzt die letzte Flocke
des kalten Wissens und es sickert ein.
Die Pein-Befragung durch den Sonnenschein
bringt viel zu Tage aus der Brunnenstube.
Ich schau nie hin, ich schau in die Grube
der Aber-Welt, wo wir zusammenkamen,
und zähl die Knöchelchen an deinem Namen,
während die meinen unterm Sonnenstich
ermuntert werden. Jeder kommt zu sich
und weiß, was war und ist, und sagt voraus.
Der Schädelknochen nur weicht allem aus,
er spürt die Sonnenwärme nur als Bohren
nach dem Geheimnis zwischen meinen Ohren.

Du weißt nicht, wie das mühsam ist
mit allen Sinnen ja zu sagen.
Man muß sie manchmal niederschlagen
wie tolle Hunde und mit List
in einer Schlinge fangen.
Oft gleiten sie als Schlangen
still aus mir fort, wenn sich ein Lied
von selbst aus deiner Flöte zieht
und umgeht hier auf Erden.
Dann bleiben sie wohl lange aus
und kommen unverhofft nach Haus,
um rasch mir Herr zu werden.
Sie nehmen falsche Plätze ein,
sie sagen klar zu allem nein,
verdrehen meinen Willen.
Nur eines kann sie stillen
und bringt sie ganz in meine Hand –
das Weben an dem Wiegenband
vom Hirn hinab zum Herzen.
Sie fügen sich dann seidenweich
und lassen ab vom Himmelreich,
bis mir die Augen schmerzen
– mein innres wildes Augenlicht,
das aus dem Stein ein Kindlein bricht
voll Übermut und Überlist – ;
du weißt nicht, wie das mühsam ist!

Über so hauchdünnen Schlaf
können nur Vögel gehen.
Unten im wachen Wasser
pflanzt sich das Hastige fort
ihrer halb schon fliegenden Schritte.
Oh, meiner Seele ist schwer!
Wer hat ihr den Stein um den Hals gehängt
und ihre Flügel verknötet?
Sie allein muß unten verharren
und ist doch die Mutter der hastigen Vögel
und kam einst über die tiefsten Wasser
zu der schimmernden Insel hinüber.
Jetzt horcht sie hinauf,
jetzt horcht sie hinab,
und während über den hauchdünnen Schlaf
die leichten Gedanken wie Vögel stelzen,
trommelt sie unten auf ihrem Stein:
Ehre sei Gott in der Höhe!

Dieser Vogel verpfeift dich nie wieder!
Ich habe die Fracht seiner Kehle verkauft
an die Ninive-Frau, die im Mutterbett sitzt
und seine verschieden verlässlichen Lieder
an Kindheit und Kindschaft verfüttert.
Hohlwangig hungert der Mond für mich,
auf der Herdbank dürstet das Wasserschaff
und im Fensterglas zittert mein Augenlicht
den Ninive-Augen entgegen.

Ich habe dich in meinen Zorn getaucht!
Jetzt bist du stählern oberhalb der Erde
und unten schlagen deine Wurzeln sich
sanftmütig durch das knirschende Gestein.

Trag mir kein Korn! Ich hab dich nicht gestählt,
um satt zu werden oder einzuschlafen,
mir steht die Hälfte jenes Apfels zu,
der im Gezweig des Natternbaumes reift.

Schwert oder Lilie – beides bist du halb!
Ich will nach oben deine Schärfe schleudern
und mit der Erde sanft verschwistert sein
und Gott versuchen, wie er mich versuchte.

Er hat dich dreimal in mein Herz getaucht
und dir befohlen, ihm zu widersagen –
ich aber habe dich im Zorn gestählt;
bring meine Apfelhälfte seinem Sohn!

Du hast mich aus aller Freude geholt.
Aber ich werde dennoch genau,
ganz genau, nur so lange darunter leiden,
als es mir selbst gefällig ist, Herr.
Du hast mich im Zustand der wildesten Hoffart
und des zornigsten Mutes vor dir.
Heb deine Hand und schlage mich nieder,
ich werde dann nur um so höher springen,
und du wirst mich ewig vor Augen haben,
den kleinen, roten, zornigen Ball.
Jede Stelle wirft mich zu dir zurück,
weil du mich von jener einzigen Stelle,
wo ich Herz war und freudig und weich wie ein
 Vogel,
wegholtest, um mich zusammenzuballen
und ins ewige Leiden zu werfen.

Wo treibt mein Elend sich herum?
Ich habe es sehr streng behandelt
und durch und durch fast umgewandelt,
beim Abschied war es fremd und stumm.

Sein Haar stieg steil und ganz ergraut
in jene Richtung, die ich wollte,
den Stein, der mir vom Herzen rollte,
hat es im Gehn noch weichgekaut.

Dies war wohl kein sehr gutes Brot,
jetzt könnt ich ihm ein besseres kneten!
Mein Wille hat ein Korn zertreten
inmitten dieser Hungersnot.

Doch wer ißt gern für sich allein?
Wenn nur mein Elend wieder käme
und mir den Zorn vom Munde nähme,
um auch so gründlich satt zu sein!

Meine Schwäche geht mit mir um.
Sie duckt mich hinab zu den Straßensteinen
und läßt in verwunderten Krötenaugen
ihr Beigeselltes erstehen.
Niemand kauft mich dem los.
Entlegen schaukelt die Münze des Mondes
in viel zu schwarzen, zu mächtigen Wassern
für meine erstorbenen Finger.
Alles Gefühl wich aus ihnen zurück
und kauerte sich in den Handwurzeln nieder,
ängstlich, was ich befehlen werde
im Auftrag der Hoffnung.
Zitternd läutet mein Herz
den dreigeteilten heiligen Ton,
doch auf der Zunge liegt mir das Blei
des entschlossenen Schweigens.
Niemals will ich um Hilfe rufen.
Durch Straßensteine und Krötenaugen
folge ich meiner wütenden Schwäche
in die Festung des Vaters.

Schildkröte, Schlange und goldenes Schwert!
In dieser Landschaft hat alles sein Recht,
der Regen erkämpft es vom Sonnenstich,
der Hügelrücken vom Wasser.
Komm nie herüber, die Zeit ist um.
Mit diesen Bildern hause ich jetzt
allein und in einfacher Strenge.
Ergiebiger werden die Inbilder sein,
wenn sie im Kampf einander erkennen
an der Zahl ihrer Kräfte, bis jeder kniet
gerecht auf dem Nacken des andern.
Du bist entlassen aus diesem Kampf,
nie wirst du die inwendige Landschaft sehn,
vor deinen Augen wird nie dies Schwert
leibhaftige Bilder entleiben.
Dein Name hat keine Hoffnung mehr,
seinen Fuß auf den Nacken des meinen zu tun,
deinen Namen nahm sich der Fischer zurück
aus dem Netz meiner Wandlung.

Der Südwind rührt sich im Wald
und die Wachtel im Weizen.
Eine wildfremde Zahl
verstellt meinem Herzen die Schläge,
bis der Hofhund mich anbellt
und eine der schwarzen Hennen
meinem Schatten zu Leib geht.
Früher taten dies Sonne und Mond.
Aber ich habe Gottvater bestürmt
um einen leibhaftigen Beistand
beim Läuten des Winds,
beim Schlagen der Wachtel
und dem Schwund meines Herzschlags.

So eine kopflose Nacht!
Kein Hund verbellt den gedunsenen Mond,
vor dem offenen Fenster dreht sich der Wind
zurück, von wo er gekommen.
Kehrichtgeruch wohnt in allem ein
und kommt zu Würden und richtet sich auf
zu einem winzigen Babel aus Staub,
in dem meine durstigen Augensterne
die Geißel Gottes erblicken.
Niemand zeigt auf mein Herz,
ich kann seine Stunde nicht wissen.
Diese Nacht ohne Kopf ist eine zu winzige Wunde,
in der niemand stirbt oder fromm wird.
O Gott meiner Angst, o gehorsamer Gott,
geh hin und löse die Hundezungen,
bis der Mond vor Schreck sich verdichtet
und schmal und schneidend dem Wind befiehlt
den Turm von Babel zu tilgen,
diese Würde im Staube.
Ich atme lieber erniedrigten Staub,
ich möchte nirgends zu Würden kommen!
Niemand zeigt auf mein Herz
und ohne verlässliche Stunde
überfällt mich ein kopfloser Schlaf.

Die Fremde aß des Gegengottes Haar,
sie wollte wachsen wie die Birkenruten,
der Sonne hold sein und den Mond beguten,
auch eine Hütte haben für das Jahr
der Heiligung und Gold am Heimzahntag.
Mir war sie fremd wie eine Abendspinne,
obwohl sie ständig mir am Herzen lag
und nacheinander alle meine Sinne
zu Waisen machte, um sie zu verkaufen.
Mit meinem Schatten ging sie Wetten-Laufen,
wenn ich erschöpft auf meinen Fersen hockte.
Oft, wenn vor Elend schon das Blut mir stockte,
sang sie als Lerche hoch auf meinem Scheitel,
wo ihr der Gegengott entgegenkam.
Ich ward so scheu, sie aber wandelt zahm
durch meinen Himmel und nennt alles eitel
und fühlt sich heilig unter meinem Dache,
trägt dort des Gegengottes Samen aus.
Mir stellt sie Fallen wie für eine Maus
und ich muß trachten, daß ich ständig wache,
sonst stiehlt sie mir auch noch den letzten Schlag
von meinem Herzen für den Heimzahntag.